

Im Dialog mit Dr. Jeanne Ruffing- *Identität ermitteln. Ethnische und postkoloniale Kriminalromane zwischen Popularität und Subversion.*

Frau Dr. Ruffing hat ihr Studium in Französischer Philologie, Interkultureller Kommunikation sowie Allgemeiner und Vergleichender Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes absolviert. Ihre binationale Promotion zum Thema ethnische und postkoloniale Kriminalliteratur entstand im Rahmen eines Cotutelle de thèse-Verfahrens an der Universität des Saarlandes und der Université de Provence. Bis 2016 war sie, unter anderem als Koordinatorin, am Frankreichzentrum der Universität des Saarlandes tätig. Danach wirkte sie für drei Jahre ebenfalls als Koordinatorin bei der Interregionalen Arbeitsmarktbeobachtungsstelle der Großregion. Heute ist Frau Dr. Ruffing Geschäftsführerin der Gutenberg Graduate School of the Humanities and Social Sciences (GSHS) an der Universität Mainz.

Im folgenden Interview wird Frau Dr. Ruffing mit J.R abgekürzt.

Studium

Wieso haben Sie sich für Ihre Studienfächer entschieden?

J.R: „Mein Hauptfach Französisch hat mich schon in der Schule interessiert. Interkulturelle Kommunikation in Saarbrücken geht auch in die Richtung französischer Kulturwissenschaft, das war da eine ganz gute Ergänzung, und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft erschien mir auch sehr interessant. Letztendlich habe ich dieses Doppelprofil als Romanistin und Komparatistin auch weiterverfolgt, also einerseits als Romanistin und andererseits als Komparatistin.“

Hatten Sie bereits während Ihres Studiums einen favorisierten Themenbereich?

J.R: „Ganz klar Literaturwissenschaft, auch in Französisch. In diesem Bereich habe ich auch meine Magisterarbeit zum Thema ‚Autobiographisches Schreiben im Zeitalter der Krise des Subjekts bei Roland Barthes und Alain Robbe-Grillet‘ geschrieben. Kulturwissenschaftliche Fragen haben mich ebenfalls von Anfang an interessiert.“

Sie waren während des Studiums auch für einige Zeit in Frankreich, wie waren Ihre Erfahrungen?

J.R: „Ich war während des Studiums sechs Monate in Lille. Das war der Auslandsaufenthalt, den man im Rahmen des Romanistikstudiums absolvieren muss. Dort habe ich lettres modernes studiert. Allerdings ohne Abschluss, da es eben nur sechs Monate waren. Für meine Promotion habe ich mich dann bewusst dazu entschieden, eine Cotutelle zu verfolgen, weil ich mich noch stärker im Bereich Französisch profilieren, das französische Unisystem stärker kennenlernen und mir einfach in beiden Systemen ein Standbein aufbauen wollte.“

Dissertation

Wie sind Sie auf Ihr Dissertationsthema gekommen? War es ein langer Weg oder stand das schon relativ früh fest?

J.R: „Ich habe grundsätzlich ein Interesse für kleinere Formen, die nicht so im Fokus stehen. Das Thema Kriminalliteratur hat mich auch privat interessiert und mir waren einige Autoren aufgefallen, die ethnische Detektivfiguren in den Mittelpunkt stellen, und davon ausgehend hatte sich dann dieses Thema entwickelt, bei dem der interkulturelle Aspekt eine sehr starke Rolle gespielt hat, aber auch der gattungstheoretische Aspekt. Mich hat nicht nur interessiert, wie diese Themen aufgegriffen werden, sondern auch, was das strukturell für den Kriminalroman bedeutet.“

Was gibt es für Besonderheiten, die bei einem Cotutelle-Verfahren zu beachten sind?

J.R.: „Bei einem Cotutelle-Verfahren gibt es nach wie vor sehr viel individuellen Klärungsbedarf. Die meisten dieser Projekte sind individuelle Projekte, bei denen man sich gleichzeitig auch an der ausländischen Partneruniversität als Promovierende:r bewirbt. Ich habe ja noch in dem alten System Magister studiert und musste diesen Abschluss zunächst einmal in Frankreich als Studienabschluss anerkennen lassen, der zur Promotion berechtigt. Ich habe meine Dissertation auf Deutsch geschrieben und habe mich trotzdem bemüht, in den Forschungsbetrieb integriert zu werden. Ich muss aber sagen, dass das gar nicht so einfach war, da ich dort an der Universität keine Stelle hatte. Bei einer Co-tutelle kann das durchaus eine Herausforderung sein, auch in den Forschungsbetrieb an der Partneruniversität hineinzukommen. In den Geisteswissenschaften sind Doktorand:innen oft ein bisschen auf sich allein gestellt und das war bei mir auch so. Erst als ich nach Deutschland zurückkam und die Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft am Frankreichzentrum bekam, war ich stärker in den Unibetrieb integriert, was für eine Promotion immer günstig ist.“

Wie sind Sie bei Ihrer Dissertation, von der Idee bis zur fertigen Arbeit, vorgegangen?

J.R.: „Das ist eine gute Frage. Ein wichtiger Aspekt war die Auswahl des Korpus, da habe ich natürlich sehr viel mehr an Texten gelesen, als ich später tatsächlich untersucht habe. Da war es im Grunde so, dass der Begriff ethnischer und postkolonialer Kriminalroman nicht klar abgegrenzt war und ich erstmal definieren musste: Was nehme ich da eigentlich in den Blick, was verstehe ich unter dem Gegenstand? Parallel dazu habe ich auch sehr viel zur Gattungstheorie gelesen und versucht, wirklich alles an Literatur zu dem Thema und auch zu verwandten Themen, wie postkoloniale Kriminalliteratur, zu sammeln. Ich habe dann festgestellt, dass es gerade im Thema Kriminalliteraturtheorie sehr nationale Traditionen gibt. In jedem Land oder Sprachraum schaut man etwas anders auf dieses Phänomen. Obwohl die Gattung per se sehr internationalisiert ist, werden z. B. im französischen Sprachraum ganz andere Autoren als typisch für den Kriminalroman angesehen. Man hat ganz andere Begrifflichkeiten und andere Periodisierungen und Kategorisierungen als beispielsweise im deutschen oder im angelsächsischen Bereich. Die Herausforderung war, dass es im angelsächsischen Bereich sehr viel Forschung speziell zum ethnischen Kriminalroman gab, auch in sehr unterschiedliche Richtungen, und ich habe versucht, das auch auf Texte anzuwenden, die eben nicht aus dieser Tradition kommen und die aus ganz anderen Kontexten stammen. Das ist oft die Herausforderung in der Komparatistik, dass man Dinge miteinander vergleicht, die aus sehr unterschiedlichen Kontexten kommen. Es war für mich tatsächlich nicht einfach, die Herangehensweisen der verschiedenen nationalen Fachkulturen an das Thema Interkulturalität, Ethnizität, Postkolonialität miteinander zu vereinen. In Frankreich ist Ethnizität ein Begriff, der sehr wenig akzeptiert ist, und in den USA ist es völlig normal, davon zu sprechen. Da muss man erst einmal unterschiedliche Gesellschaftsmodelle zusammenführen und auch den Text immer etwas aus seinem Kontext herausnehmen. Ich hatte das Glück, dass ich nachher in meiner Disputation Gutachter:innen hatte, die sich auf diese Begrifflichkeit und diese Herangehensweise eingelassen haben.“

Was hat Sie vor die größte Herausforderung gestellt?

J.R.: „Für mich war eine sehr große Herausforderung, den Gegenstand und die theoretische Herangehensweise zu definieren. Ich habe extrem viel Literatur aufgearbeitet, eigentlich fast zu viel, um eine Dissertation zu schreiben, aber es war nicht leicht, mich da zu orientieren und letztendlich mein eigenes Konzept zu finden. Ich habe einzelne Kapitel sehr oft umgeschrieben, weil ich mich dann gefragt habe, wo ich jetzt genau ansetze und von welcher Seite ich diese Fragestellung aufrolle. Aber irgendwann hat es sich dann doch gefügt.“

Heute

Worin bestehen Ihre Aufgaben an der GSHS?

J.R.: „Die Graduiertenschule, bei der ich tätig bin, ist erst im Dezember letzten Jahres eröffnet worden. Meine Aufgabe ist es also, diese Struktur zunächst einmal aufzubauen. Wir haben natürlich schon Vorgaben, auch von der Hochschulleitung, es gibt bereits ein Konzept und es gibt auch eine wissenschaftliche Direktorin, die das Ganze konzeptionell steuert, aber meine Aufgabe ist es, die verschiedenen Angebote zu entwickeln und dann durchzuführen, zu erproben. Ganz wesentlich ist auch die Beratung für Promovierende und promotionsinteressierte Personen, die sich zum Beispiel fragen: ‚Wie kann ich meine Promotion finanzieren?‘ oder ‚Ich habe Probleme, mit meiner Betreuungsperson zu kommunizieren‘. Das sind häufige Beratungsthemen. Weiter bieten wir Workshops an, die ich teilweise selbst entwickle, teilweise auch in Zusammenarbeit mit externen Referent:innen. Da geht es eben auch darum, den Bedarf zu analysieren und zu schauen, was bei den Leuten ankommt, auch was den Bedürfnissen dieser Zielgruppe entspricht. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass wir auch finanzielle Fördermöglichkeiten für den Promotioneinstieg ausschreiben. Wir haben ein Übergangsstipendium, womit die Personen dann die Zeit bekommen, um sich eine reguläre Promotionsfinanzierung einzuwerben. Da muss auch sehr viel Beratung geleistet und natürlich auch die Auswahl der Stipendiat:innen getroffen werden. Ein weiterer Punkt, an dem wir intensiv arbeiten, ist das Thema Vernetzung, das heißt, dass wir demnächst Promovierenden ermöglichen wollen, Arbeitsgruppen zu bilden. Es ist also sehr vielfältig und es ist momentan sehr viel Neues aufzubauen, wo ich natürlich auch meine eigenen Erfahrungen aus der Promotion einbringen kann.“

Haben Ihre Aufgaben noch viel mit Ihrem Studium gemeinsam?

J.R.: „Auf jeden Fall! Teil meiner jetzigen Aufgabe ist es ja, Nachwuchswissenschaftler:innen auszubilden, und das bedeutet natürlich, dass ich meine eigenen Forschungsinteressen und eigenen Erfahrungen während der Promotion einbringen kann. Ich war zwischenzeitlich eine Zeitlang bei einer Stelle, die etwas weiter davon entfernt war, nämlich in der grenzüberschreitenden Arbeitsmarktbeobachtung. Da war es letztendlich aber auch so, dass ich diese Stelle einerseits aufgrund meiner sprachlichen und interkulturellen Vermittlungsfähigkeit bekommen habe und andererseits, weil es eben auch darum ging, sich neue Dinge schnell anzueignen und diese unterschiedlichen Zielgruppen zu präsentieren. Das sind schon Dinge, die sehr viel mit den Kompetenzen zu tun haben, welche man während des Studiums und der Promotion erwirbt.“

Was würden Sie zukünftigen Komparatist:innen mit auf den Weg geben?

J.R.: „Es gibt ja sehr verschiedenartige Berufsfelder, in denen man tätig sein kann, und ich glaube, es ist sehr gut, schon während des Studiums in verschiedene Dinge reinzuschmecken, um sich einfach zu überlegen: Ist das etwas, was ich machen möchte? Ist das etwas, was ich machen kann? Die Saarbrücker Komparatistik bemüht sich schon sehr lange darum, berufsorientierende Seminare oder konkrete Berufsqualifikationen anzubieten. Es ist natürlich immer gut, wenn man in seinem Lebenslauf etwas drinstehen hat, woran man anknüpfen kann, wenn man nicht nur das Studium oder nur die Promotion hat, sondern wenn man eben auch zeigen kann: Ich habe etwas Ehrenamtliches gemacht oder ich habe hier einen Nebenjob gemacht oder ich habe da mit einem Praktikum reingeschnuppert, in etwas, was mich weiterbringt.“

Vielen Dank für das interessante Gespräch!